Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 53. **Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise Neuß und Grevenbroich** Telephon Nr. 53.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigaben täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund", wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein Bauernfreund" und das St. Quirinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das Illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neungespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die viergespaltene Reklamezeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6½ Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 329. | Redaktion Jos. Grunau. | Dienstag, 17. Juni 1913. (Adolf, Rainer.) | Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß | 40. Jahrgang.

Bestellungen
auf die
Neuß-Grevenbroicher Zeitung
werden von der Post und unsern Boten
jederzeit
entgegengenommen.

Der
Abonnementspreis
beträgt pro **Monat** nur

50 Pfg.

Sonntagsblatt 5 Pfg. mehr.

Die **Neuß-Grevenbroicher Zeitung** ist mit

12500 Abonnenten

die weitverbreitetste Zeitung in der Stadt wie in den Kreisen **Neuß und Grevenbroich** und daher das

wirkungsvollste Organ für Anzeigen
aller Art.



Eine Jubiläumshuldigung von 7000 Schulkindern auf dem Schloßhofe in Berlin.

)(Die englische Orientpolitik und Deutschland.

Am 29. Mai hat eine Anfrage des Unionisten Earl Ronaldshay dem englischen Unterstaatssekretär Veranlassung geboten, sich über die Absichten der englischen auswärtigen Politik auszusprechen. Seine Ausführungen sind nicht gerade ein Beispiel klarer und deutlicher Darstellung. Sie bemühen sich, die englischen Absichten mehr zu verhüllen als zu enthüllen. Sir Edward Grey will offenbar keine Aufmerksamkeit erregen und nicht verletzen. Gleichwohl tut es dringend not, seine Ausführungen sorgfältig zu beachten und gründlich zu erwägen.

Zunächst scheinen die Verhandlungen über das Bagdadbahn-Abkommen noch nicht beendet und das Abkommen noch nicht abgeschlossen zu sein. Das ist für die Vertretung der deutschen Interessen durch die deutsche Diplomatie günstiger, als wenn die Verhandlungen abgeschlossen und das Abkommen getätigt wäre. Wichtig ist ferner, daß Deutschland an dem Abkommen mit der Türkei nicht beteiligt sein soll. Sir Edward Grey erkennt zwar an, daß auch deutsche Interessen in den Gegenden vorhanden seien, über die das englisch-türkische Abkommen entscheiden soll. Aber Deutschland soll zufrieden sein, wenn seine Interessen nicht verletzt werden. Sir Edward Grey möge sich doch klar und deutlich aussprechen. Will er vielleicht sagen, daß die englische Regierung ihr Abkommen mit der Türkei über den Kopf der Deutschen Regierung hinweg abzuschließen gedenkt? Das wäre doch unzulässig! Die deutschen Interessen sind in Mesopotamien, am Schatt-el-Arab und am Persischen Golf mindestens ebenso groß wie die englischen Interessen. Wenn deshalb über diese Gegenden entschieden werden soll, hat Deutschland genau das selbe Recht der Entscheidung wie England. Es ist deshalb lebhaft zu begrüßen, wenn die Nordd. Allgem. Zeitung schrieb, daß die Deutsche Regierung über den Gang der englisch-türkischen Verhandlungen Auskünfte entgegengenommen und sich eigene Besprechungen mit beiden Teilen vorbehalten habe.

Es ist notwendig, daß die englische Regierung durch eine bestimmte Erklärung der Deutschen Regierung zu der Erkenntnis kommt, daß ein Abkommen Englands mit der Türkei, das über die künftige Entwickelung in Mesopotamien, am Schatt-el-Arab und am Persischen Golf entscheidet, ohne die Beteiligung Deutschlands nicht möglich ist. Es kann vielfach nicht englischem Gutdünken überlassen bleiben, ob ein eventuelles englisch-türkisches Abkommen die deutschen Interessen verletzt, oder nicht. Darüber hat Deutschland selbst zu entscheiden. Sir Edward Grey ist nun der Ansicht, daß die englischen Interessen nur dann wirksam geschützt seien, wenn die Bagdadbahn nicht über Basra hinausgeführt wird. Die deutsche Diplomatie wird sich durch eine eingehende Rücksprache mit den in dem strittigen Gebiet interessierten deutschen Finanzgruppen darüber vergewissern, ob ein Abschluß der Bagdadbahn in Basra auch den deutschen Interessen entspricht, oder ob dieselben nur durch eine Durchführung der Bagdadbahn bis Koweit wirksam geschützt werden können. Ist das erste der Fall, so sind Deutschland und England d'accord. Und jeder verständige Politiker wird es mit Freuden begrüßen, daß zwischen zwei Mächten von der wirtschaftlichen und militärischen Bedeutung, wie sie Deutschland und England eignet, eine Reibungsfläche und damit eine Konfliktsmöglichkeit weniger besteht. Ist das letztere der Fall, so wird sich die deutsche Diplomatie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln dafür einsetzen, daß die Möglichkeit des Ausbaues der Bagdadbahn bis nach Koweit nicht geschmälert wird.

Sir Edward Grey kündigt des weiteren an, daß England zwei Mitglieder im Direktorium der Bagdadbahngesellschaft haben werde. Er befürchtet eine unterschiedliche Tarifierung der englischen und der deutschen Waren. Existiert vielleicht eine von einer englischen Gesellschaft gebaute Bahn von der Bedeutung der Bagdadbahn, in deren Direktorium Deutschland zwei Mitglieder hat, um über eine einheitliche Tarifierung wachen zu können? Wenn nein, dann wird die Erwartung des englischen Unterstaatssekretärs schon im Interesse des deutschen Ansehens ein frommer Wunsch bleiben müssen. Endlich wünscht Sir Edward Grey, daß die Schiffahrt bis Bagdad hinauf, an der England interessiert sei, nicht behindert werde. Was deutscher Fleiß dem Zweiströmegebiet abringt, soll also wohl nicht auf der Bagdadbahn, sondern auf eng-

Haben wir noch genug Eisen?

(Nachdruck verboten.)

Aengstliche Gemüter sind schon seit längerem daran, der Menschheit kund zu tun, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in der die Eisenerzvorräte der Erde verbraucht und wir dann nicht mehr imstande seien, die für unseren Eisenbedarf erforderlichen Rohmaterialien beschaffen. Besehen wir uns die Sache jedoch näher, so finden wir, daß diese Zeit doch noch in weiter Ferne liegt, da die Erdkruste noch große Mengen dieses unentbehrlichen Materials birgt. Besteht doch die ganze Erdrinde, geologischer Forschung zufolge, zu 4,2 Prozent aus Eisen. Allerdings ist dieses zum überwiegenden Teile für uns unerreichbar, da es in solcher Verteilung und Verbindung mit anderen Mineralien auftritt, daß seine Abscheidung, wenigstens nach dem heutigen Stande unserer Metallurgie, ausgeschlossen ist. Dieses bedingt aber keineswegs, daß das dauernd so bleiben wird. Im Gegenteil ist dem stetigen Fortschreiten unserer gesamten chemischen und physikalischen Wissenschaft zufolge durchaus nicht ausgeschlossen, daß Mittel und Wege gefunden werden, demnächst der Erde allen oder doch einen so großen Teil des Eisengehaltes zu entziehen, daß ein Mangel an solchem auf Jahrtausende hinaus ausgeschlossen ist. Aber auch wenn das sobald noch nicht eintreten sollte, liegt auf alle Fälle für uns kein triftiger Grund vor, für uns selbst oder unsere nächsten Nachkommen einen Eisenmangel zu befürchten.

Nach möglichst genauen Aufstellungen, welche infolge einer Anregung des 1908 in Stockholm abgehaltenen 9. Internationalen Geologenkongresses gemacht wurden, stehen uns noch ganz gewaltige Eisenerzmengen zur Verfügung. Dieser zufolge sind aus den zurzeit aufgeschlossenen Eisenerzmengen rund 10 Milliarden Tons metallisches Eisen zu gewinnen, welche allerdings nur noch für etwa 60 Jahre reichen, wenn der Verbrauch in demselben Maße wie bisher steigt. Daneben sind aber noch rund 53 Milliarden Tons Eisen ergebende Erze bekannt, die für weitere mindestens 200 Jahre genügen, wobei aber noch zu berücksichtigen ist, daß bis heute nur etwa 13 Prozent der Erdoberfläche auf Eisenerz gut aufgeschlossen sind, während ein Viertel der Erdoberfläche überhaupt noch nicht auf solche untersucht wurde. Es ist deshalb mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß noch weitere bedeutende Eisenerzmengen der Entdeckung und Erschließung harren. Hierbei sind nur die nach heutigen Begriffen mit Vorteil verwertbaren Vorkommen angerechnet, keineswegs aber solche, die unter 20 bis 25 Prozent Eisen enthalten und vom Berg- und Hüttenmanne nicht als Eisenerze angesprochen werden. Daß auch für diese noch die Zeit der Verwertbarkeit kommen wird, ist wohl bestimmt zu erwarten.

Ferner ist noch der Umstand sehr wesentlich, daß von dem einmal vorhandenen Eisen nichts oder doch nur sehr wenig vollständig verloren geht. Wird doch alles für seine speziellen Verwendungszwecke unbrauchbar gewordene Eisen keineswegs weggeworfen, sondern tunlichst zu anderen Zwecken weiter verwendet, oder, wenn das nicht angängig ist, umgeschmolzen. Aber auch das durch Verschleiß oder Verwitterung scheinbar zerstörte Eisen verschwindet keineswegs. Die als Staub in die Luft übergehenden feinen Eisenteilchen werden vom Regen wieder zur Erde niedergeschlagen, mit den hier niederfallenden schwereren Teilchen zusammen vom Wasser fortgeführt und in den Talniederungen zu neuen Erzlagerstätten zusammengetragen.

Während uns so der zeitige Eisenvorrat dauernd erhalten bleibt, wird derselbe noch ununterbrochen ergänzt und vermehrt, und zwar einerseits aus dem Innern der Erde selbst und zum andern aus dem uns umgebenden Weltenraum. Aus für uns unerreichbaren Tiefen der Erde steigt beständig Eisen in Dampfform in höhere für uns zugängliche Gebirgsschichten hinauf, diese stets eisenhaltiger gestaltend. Ebenso wird Eisen auf eruptivem Wege durch Vulkanausbrüche mit den Aschenauswürfen und Lavaströmen der Tagesoberfläche zugebracht. Wesentlich größer aber noch sind die tellurischen Eisenmengen, welche die meist großen Teufen entsteigenden eisenhaltigen Mineralwasserquellen zutage bringen. Sind dieselben doch vielfach die Bildner ausgedehnter Raseneisenerzlager. Auch der Weltenraum spendet uns Eisen in der Form von Meteoreien und als Meteorstaub. Wenngleich letzterer unseren Sinnen kaum auffällt, trägt er doch in seiner Gesamtheit nicht wenig zur Vermehrung der Erdmasse bei, und, da er vorwiegend oder doch zu einem großen Teil aus Eisenstaub besteht, so hilft er ebenfalls, vom Regen zusammengeschwemmt, bei der Bildung neuer Erzlager, so unseren Eisenvorrat vermehrend.

Sollte aber auch wirklich in für uns noch fernliegender Zeit sich ein Mangel an Eisen einstellen, so wird die Menschheit daran keineswegs zugrunde gehen, sondern sich nach Ersatz umsehen. Als solcher wird wohl in erster Linie das Aluminium in Betracht kommen. Auf die Eisenzeit, welche als Nachfolgerin der Stein- und Bronzezeitalter einsetzte, wird dann als vierte Zeitperiode die Aluminiumzeit folgen. Besteht doch die Erdkruste, soweit uns dieselbe bekannt ist, zu etwa 7,5 Proz., also zu ein Dreizehntel ihrer ganzen Masse aus diesem Metall, sodaß also seine Menge die des Eisens noch wesentlich übertrifft. Dabei erscheint das Aluminium bezüglich seiner technischen Eigenschaften auch sehr wohl geeignet, daß Eisen in weiten Grenzen zu ersetzen, namentlich wenn es mit solchem oder mit anderen geeigneten Metallen legiert wird.

Hygienische Winke zur Stärkung des Haarwuchses.

Von Dr. Thraenhart in Freiburg i. Br.

(Nachdruck verboten.)

Das eigentliche Haar, der Haarschaft, ist eine tote Röhre ohne Blutgefäße und ohne Nerven, weshalb beim Abschneiden weder Bluten noch Schmerzgefühl eintritt. Diese tote Röhre kann man in ihrer Entwicklung nicht beeinflussen; die gebräuchliche morgendliche Haarpflege glättet und verschönt nur die Frisur. Zur wirklichen Förderung des Haarwuchses muß man seine ganze Fürsorge den Wurzeln des Haares zuwenden, samt ihren Blutgefäßen, Nerven und Drüsen, überhaupt der ganzen Kopfhaut als dem Beete, aus welchem die Haare hervorwachsen. Da kann man durch naturgemäße Pflege, ausgeführt mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer, oft Wunder wirken. Denn selbst bei ausgefallenen Haaren bleiben die Wurzeln noch lange bestehen, so daß eine Neubildung von Haaren aus dem Keim, ein Nachwuchs, nach längerer Zeit möglich ist. Natürlich darf der Keim nicht durch Haarkrankheit oder Siechtum verödet sein.

Das Haupterfordernis für guten Haarwuchs ist reichliche Ernährung der Wurzeln und des ganzen Wurzelbeetes. Dies geschieht durch energische Anregung der Blutzufuhr und durch Anregung der Hautnerven. Alle die angepriesenen teueren Kuren mit Elektrizität und anderen Reizmitteln gründen sich auf dieser Erfahrung. Das billigste, naturgemäßeste und erfolgreichste Mittel ist regelmäßiges Bürsten, Waschen und Frottieren des Haarbodens. Diese zielbewußte Reinigung übt gleichzeitig einen sehr heilsamen Reiz auf die Haut aus und vermehrt den ernährenden Blutzufluß zum Haarkeim, wodurch die Absonderung des Materials als zur Haarsubstanz befördert wird. Jeden Tag müssen die Haare zweimal gut durchgekämmt und durchgebürstet werden, am besten morgens und gegen Abend (nach Beendigung der Tagesarbeit); unmittelbar vor dem Schlafengehen ist dies für vollblütige und empfindliche Personen nicht ratsam, weil durch die Erhitzung des Kopfes das Einschlafen bei ihnen verzögert werden kann. Der Kamm darf nie scharfzähnig sein; die Stärke der Bürste richtet sich nach Menge, Fülle und Länge der Haare: je voller das Haar, um so kräftiger die Bürste. Staubkämme und Drahtbürsten wende man nicht an. Nun kommt das höchst wichtige Frottieren. Man greift mit den gespreizten Fingern tief in die Haare hinein, reibt und massiert mit den Fingerspitzen recht tüchtig und lange die ganze Kopfhaut. Wöchentlich mindestens muß dann eine Waschung mit lauem Seifenwasser, vorgenommen werden. Dabei verreibt man den Seifenschaum mit den Fingerspitzen tüchtig in den gesamten Haarboden hinein. Denn nochmals sei betont, daß eine Stärkung des Haarwuchses nur erzielt werden kann durch Pflege des Haarbodens und nicht des Haarschaftes. Es folgt eine gründliche Abspülung mit lauem reinem Wasser, die man — wieder unter Reiben der Kopfhaut — so lange fortsetzt, bis das Wasser klar abläuft; dann noch ein kalter Guß zur Abkühlung und Abhärtung. Falsch ist die Haarwäsche der Friseure. Sie lösen zwar Schmutz und Staub auf, spülen ihn aber nicht ab, sondern trocknen nur nach. Nun seife man sich mal zur Probe die schmutzigen Hände ein und trockne sie nachher ohne Abspülung nur ab, — natürlich bleibt viel Seifenschmutz in Poren und Ritzen der Haut haften; noch viel mehr ist dies der Fall unter dem Haarpelz des Kopfes, denn wirklich abgerieben werden nur die Haare, aber nicht die Kopfhaut. Nach dem Trocknen kann man das Haar etwas einsalben, am besten mit reinem (nicht ranzigem) Oele, wie Oliven- und Mandelöl. Wer an Schuppen (Schinnen) leidet, muß die Kopfwäsche mehrmals wöchentlich vornehmen. Da manche Hautleiden (die man den Menschen nicht ansieht) übertragbar sind, bediene man sich überall, auch in der eigenen Familie, stets nur seines eigenen Kammzeuges; besonders gilt dies in öffentlichen Toiletten und Badeanstalten.

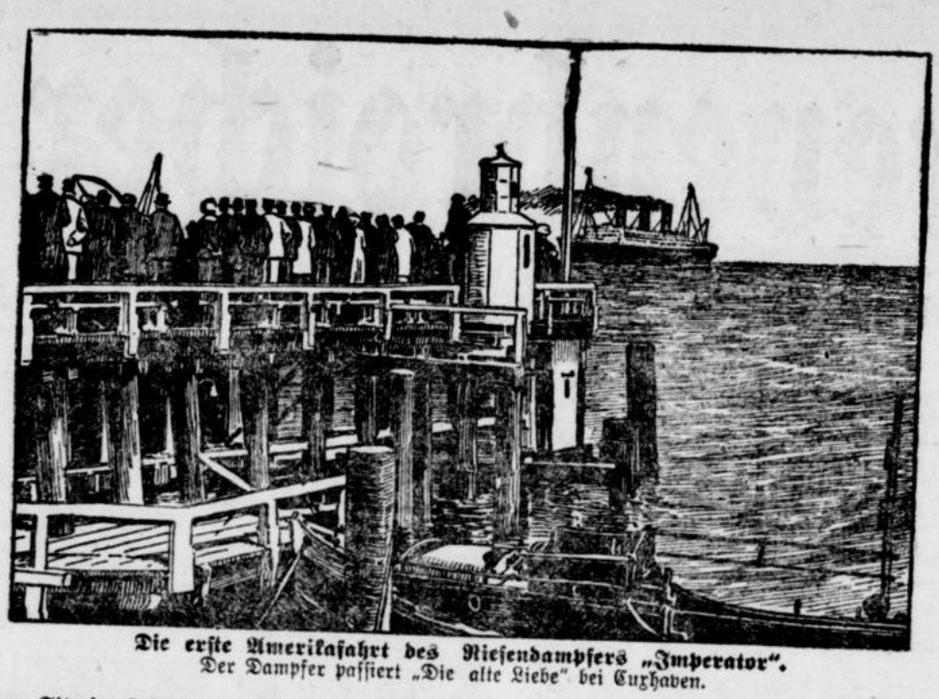
Mädchen und Frauen schädigen ihren Haarwuchs öfter durch zu festes Binden oder Flechten, sowie durch Lockenwickler. Dadurch werden die Wurzeln gezerrt und verwundet, der Keim kann gewaltsam zerrissen werden und verödet dann. Auch

lischen Schiffen nach dem Persischen Golf gelangen Glaubt Sir Edward Grey, daß eine Deutsche Regierung, die sich ihrer Verantwortung bewußt ist einer solchen Nachsicht zustimmen darf?

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung teilt mit, daß die erforderlichen deutschen Verhandlungen im Beginne stehen. Damit hat die deutsche Diplomatie eine Aktion von größter politischer Tragweite eingeleitet. Sie wird hoffentlich die deutschen Interessen mit Ruhe und Besonnenheit, aber auch mit unbeugsamer Tatkraft vertreten und keinem Druck und keiner Drohung weichen. Tut sie das, so kann sie dessen versichert sein, welche Schritte sie auch zur Wahrung der deutschen wirtschaftlichen Interessen und der deutschen Ehre unternimmt, das deutsche Volk, soweit es sein Alles freudig an seine Ehre setzt, wird hinter ihr stehen, um sie zu rechtfertigen.

Die erste Blindengenossenschaft in Deutschland.

Die große Masse der erwerbstätigen Blinden lebt vom Handwerk, zumeist von solchen Gewerbezweigen, die sich in der Form des Kleinbetriebes heute kaum noch halten können, wie Bürstenmacherei, Korbmacherei, Seilerei, Stroh- und Rohrflechterei, weibliche Handarbeit. Erschwerend wirkt hier nicht nur der Wettbewerb von Strafanstalten und Fabriken, sondern auch vor allem der Umstand, daß es sich dabei in der Regel um leicht erlernbare Arbeit handelt, die vielfach auch von nicht vollwertigen Arbeitskräften oder im Nebenberuf ausgeführt wird; die Entlohnung ist daher eine sehr geringe. Bei den blinden Arbeitern dieser Gewerbe kommt noch hinzu, daß ihre Arbeitsfähigkeit durch den Mangel des Sehvermögens eingeschränkt ist. Wenn auch der blinde Handwerker ebenso gute Ware anfertigt wie der sehende, so braucht er dazu doch ungefähr ein Drittel mehr Zeit. Selbst ein sehr gewandter und fleißiger blinder Bürstenmacher bringt es bei zehnstündiger Arbeitszeit höchstens zu einem Tagesverdienst von 2,50 Mark. Was aber namentlich dem blinden Handwerker in seinem beruflichen Fortkommen die größten Schwierigkeiten bereitet, das ist die Beschaffung guter und billiger Rohstoffe einerseits und der Absatz der fertigen Waren andererseits. — Der Württembergische Blindenverein e. V., der in der gewerblichen Förderung seiner blinden Mitglieder eine seiner wichtigsten Aufgaben erblickt, hat folgerichtig mit der Fürsorgetätigkeit an dieser Stelle eingesetzt. Nachdem der noch ziemlich junge Verein nunmehr finanziell genügend erstarkt ist, hat er auf Anregung des blinden Ulmer Kaufmanns Ludwig Siegel beschlossen, es mit dem genossenschaftlichen Zusammenschluß zu versuchen. Bei der diesjährigen Mitgliederversammlung am 18. Mai in Stuttgart ist die „Blindengenossenschaft m. b. H. zum Ein- und Verkauf für blinde Gewerbetreibende Württembergs" ins Leben gerufen worden. — Das eigenartige Unternehmen hat den Zweck, die unter so außerordentlich ungünstigen Verhältnissen um ihre wirtschaftliche Selbständigkeit kämpfenden blinden Handwerker wirksam zu unterstützen, ohne in ihnen dadurch das niederdrückende Bewußtsein des Almosenempfanges zu erwecken. Das in der genossenschaftlichsten Organisationsform deutlich zum Ausdruck gebrachte Miteigentum und Mitbestimmungsrecht des einzelnen erscheint vorzüglich dazu geeignet, die Lebens- und Arbeitsfreudigkeit der Mitglieder zu steigern. Die neue Blindengenossenschaft ist die erste ihrer Art in ganz Deutschland. So marschieren jetzt die Schwaben auch hinsichtlich der gewerblichen Fürsorge an der Spitze der deutschen Blindenbewegung. Die Genossenschaft, die bereits 65 Blinde umfaßt, hat ihren Sitz in Heilbronn. Das wohlwollende Entgegenkommen des dortigen Gemeinderats hat es ermöglicht, in Heilbronn eine Werkstätte einzurichten, in der etwa 10 blinde Handwerker Platz finden. Eine gemeinsame Arbeitsstätte ist zur Erledigung dringlicher und besonders schwieriger Arbeitsaufträge für die Genossenschaft von größter Wichtigkeit. Die dort arbeitenden Blinden werden außerdem der ihnen sonst drohenden Vereinsamung entzogen. — Die genossenschaftliche Geschäftsführung liegt in den Händen eines blinden und zweier sehender Vorstandsmitglieder. Dem Aufsichtsrat gehören zwei Sehende und zwei Blinde an. Die Genossenschaftsversammlung findet alljährlich in Stuttgart im Anschluß an die Mitgliederversammlung des Württembergischen Blindenvereins statt. Der Geschäftsanteil beträgt 20 Mk., die Haftsumme 40 Mk.; die Geschäftsanteile werden mit höchstens 4 Prozent verzinst. Der hiernach verbleibende Reingewinn wird an die Genossenschaftler im Verhältnis ihres Rohstoffbezuges und ihrer Arbeitsleistung verteilt. Die Verwaltungsunkosten trägt der Württembergische Blindenverein. Das hilfsbereite Verständnis, das die weitesten Kreise der Bevölkerung im ganzen Lande bisher der Blindensache entgegengebracht haben, läßt mit Zuversicht darauf hoffen, daß man auch der Blindengenossenschaft durch wohlwollende Ueberweisung von Arbeitsaufträgen zu raschem Aufschwung verhelfen wird.



Die erste Amerikafahrt des Riesendampfers „Imperator".
Der Dampfer passiert „Die alte Liebe" bei Cuxhaven.

Kaiser „Friedrich V."

Von Professor J. Hengge, Augsburg.

Daß der Römisch-deutsche Kaiser Friedrich III., der Vater Maximilians I. bei einigen Geschichtschreibern im Hinblick auf Friedrich den Schönen, den sie als dritten Friedrich annehmen, Friedrich IV. genannt wird, ist wohl allgemein bekannt. Dagegen wissen wohl nur wenige, daß er in mehreren Schriften und Urkunden unter der Bezeichnung Friedrich V. vorkommt.

Der sächsische Geheimsekretär Johann Joachim Müller*), der Herausgeber des Reichstagstheatrum unter Kaiser Friedrich V.", des „Reichstagstheatrum unter Max I.", gibt sich indes mit der bloßen Bezeichnung „Friedrich V." nicht zufrieden; er sucht vielmehr in längerer Ausführung und unter Aufwand eines ziemlich umfangreichen Materials den Nachweis zu erbringen, daß Kaiser Friedrich, der Vater Maximilians I., mit Fug und Recht als „Fünfter" dieses Namens in der Reihe der Römisch-deutschen Kaiser angeführt werde. Und es ist in der Tat interessant, die Gründe kennen zu lernen, die der sächsische Geheimkanzlist für seinen „Kaiser Friedrich V." ins Feld führt, und die Art und Weise seiner Argumentation zu verfolgen.

„Unter die Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation", sagt Müller, „ist bis jetzt nicht gerechnet worden Friedrich, der Sohn des Magnus Torquatus aus dem erlauchten Herzogshause von Braunschweig und Lüneburg." Daß dieser aber unter die Zahl der Römisch-deutschen Kaiser gehört, gilt ihm als unwiderlegliche Tatsache. Er beruft sich dabei auf den kaiserlichen Arzt und Redner Johann Spießheimer — Cuspinianus — (geb. zu Schweinfurth 1473, gest. zu Weimar 1529) und auf Peter Lambeck — Lambecius — (geb. zu Hamburg 1628, gest. zu Wien 1680), die beide in ihren Schriften der Wahl des Braunschweigers gedenken. Ganz besonders stützt sich Müller bei seiner Beweisführung auf Lambeck, der seiner Zeit auf dem Gebiete der Geschichte als große Autorität galt und der auch Friedrich den Schönen unter die Römisch-deutschen Kaiser aufgenommen wissen will.

In Betreff Friedrichs von Braunschweig schreibt Lambeck: „Er darf aus der Zahl der Römischen Kaiser nicht ausgeschlossen werden, zumal sicher feststeht, daß, wenn einer nach den Bestimmungen der Goldenen Bulle, sei es von allen Kurfürsten, sei es von dem größeren Teile derselben, zum Kaiser gewählt ist und in Uebereinstimmung mit den Wahlfürsten die angebotenen Bedingungen des hl. Reiches annimmt und öffentlich als Kaiser auftritt und dem Kurfürsten insgesamt alle ihre Rechte, Privilegien und Würden ohne Verzug und Widerspruch bestätigt, durch diese Tatsache allein, auch ohne die Krönung, Kaiser ist und mit vollem Rechte den kaiserlichen Titel führt." Dies alles trifft aber nach der Ansicht Müllers bei dem Braunschweiger zu, der durch seine Kriegserfahrung und hochherzige Gesinnung, durch seine Gerechtigkeit und Klugheit in so hohem Ansehen gestanden, daß er häufig in besonders schwierigen, verwickelten, strittigen Angelegenheiten als Schiedsrichter die Entscheidung getroffen habe.

Müller findet es demnach ganz natürlich, daß sich die Augen vieler auf diesen Fürsten richteten und daß Friedrich zum Kaiser gewählt ward zu jener Zeit, wo durch die Sorglosigkeit und Trägheit Wenzels das Reich dem Untergange nahe war, als die Wähler einen Mann suchten, der den Willen, die Kraft und die Macht besaß, das Reich gegen Wenzel in Schutz zu nehmen, zu verteidigen, zu reformieren.

Müller beruft sich weiterhin auf die „Slavische Chronik" für das Jahr 1400, welche berichtet, daß Friedrich von Braunschweig in der Tat kaiserliche Rechte ausgeübt habe und auf dem Wege „ad visitandum" getötet worden sei. Freilich muß er zugeben, daß die Wahl Friedrichs nicht publiziert worden ist, entweder weil die Absetzung Wenzels noch nicht öffentlich dekretiert war oder weil die Publikation vom Kurfürsten von Mainz verhindert wurde. Sicher sei aber, daß Friedrich mit glänzendem Gefolge Frankfurt verlassen habe, um später zur Krönung zu ziehen. „Er ist gewählt worden, und außer der Krönung fehlte nichts mehr." Somit wäre Friedrich von Braunschweig der vierte Kaiser des Namens „Friedrich" und Maximilians I., Vater der fünfte dieses Namens. Indes hat dieser selbst in öffentlichen Urkunden sich stets den „dritten" genannt, aber nur, wie Müller meint, weil die zwei vorhergehenden Friedriche die römische Krone nicht erhalten haben. Nun ist es ja richtig, daß die Führung des kaiserlichen Titels sowie die Ausübung kaiserlicher Rechte wenigstens „nach den in späteren Zeiten entstandenen Prinzipien" von der Krönung durch den Papst nicht abhängig war. „Wenn wir demnach heutzutage alle deutschen Könige seit Ferdinand I. unter die Zahl der Kaiser rechnen, wie es tatsächlich der Fall ist, sowohl sie nie eine Romfahrt unternommen und die Krönung durch den Papst erlangt haben, so müssen wir auch jenen älteren Königen den kaiserlichen Titel zuerkennen, welche gesetzlich gewählt worden sind, wenngleich sie der römischen Krönung nicht teilhaftig wurden. Die Krönung war überhaupt eine bloße Feierlichkeit und nur als ein äußeres Zeichen der vorher durch die Wahl übertragenen Gewalt anzusehen."

Indes berichtet die neuere und neueste Geschichtschreibung von der Wahl des Braunschweigers nichts, sie kennt also auch keinen Kaiser „Friedrich V." Auf zwei Fürstenversammlungen zu Marburg und Mainz im Jahre 1399, wo man über die Absetzung Wenzels und die Wahl eines neuen Königs beriet, wurden die Oesterreicher, die Luxemburger, die Braunschweiger und die kurfürstlichen Geschlechter aus der Zahl jener Geschlechter ausgeschlossen, aus denen der neue König zu wählen wäre. Auf einer späteren Versammlung — Januar 1400 — beschlossen die anwesenden Fürsten, auch Kurfürsten in die Wahlliste aufzunehmen. Zugleich erließen sie am 3. Februar an die Fürsten und Städte eine Aufforderung, am 26. Mai in Frankfurt mit ihnen über die Notdurft der Kirche und des Reiches zu beraten. Diese Aufforderung erging natürlich auch an die Herzöge von Braunschweig. Die Versammlung kam tatsächlich zustande, und auch die Herzöge von Braunschweig, Friedrich und Bernhard, fanden sich ein. Anfangs traten sie dem Bunde gegen Wenzel bei, sagten sich aber plötzlich wieder los und verließen mit Rudolf von Sachsen die Stadt. Sie hatten sich nämlich mit den Fürsten wegen der Wahl eines Nachfolgers entzweit. Die Braunschweiger wollten wahrscheinlich keinen Kurfürsten als König haben; die Oberdeutschen aber waren für Ruprecht von der Pfalz, den Besieger der rheinischen Städte. Im Norden richtete man sein Augenmerk auf den Herzog von Braunschweig, von dem man sich einer kräftigren Förderung der besonderen norddeutschen Interessen versehen zu können glaubte." Insonderheit scheint Rudolf von Sachsen seinem Schwager Friedrich als Nachfolger Wenzels empfohlen zu haben. Dagegen wollte, wie es scheint, der Kurfürst von Mainz von einem Welfen nichts wissen.

Es scheinen demnach wohl Verhandlungen über die Wahl des Braunschweigers stattgefunden zu haben, die aber zu keinem positiven Ergebnis führten. Als am 5. Juni Rudolf von Sachsen und die Braunschweiger auf der Heimreise in die Nähe von Fritzlar kamen, wurden sie von einer Schar Bewaffneter unter Führung des Grafen Heinrich von Waldeck, der an das Haus Braunschweig eine bedeutende Schuldforderung hatte, angegriffen. Dabei wurde Friedrich in der Hitze des Kampfes getötet. In Janssens „Frankfurter Reichskorrespondenz" wird neben der Anwesenheit Friedrichs von Braunschweig in Mainz auch eines Gedichtes über dessen ErmordungErwähnung getan; von seiner Wahl ist jedoch nirgends die Rede. Es kann demnach von einem Kaiser „Friedrich V." wohl nicht die Rede sein. Und da auch Friedrich der Schöne nicht unter die Zahl der rechtmäßigen oder wirklichen Kaiser zu rechnen ist, so müssen wir seinen unrühmlichen, tatenlosen Nachkommen als dritten Friedrich in der Reihenfolge der Römisch-deutschen Kaiser annehmen, zumal er selbst, wie oben bereits erwähnt, sich stets als „dritten" bezeichnet hat.

*) Joh. Joachim Müller, geb. zu Weimar 1665, gest. daselbst 1731.

Allerhand aus der Geschichte der Brille.

Zur Brillen-Ausstellung in Heidelberg.

Wahrhaftig, ein wunderliches Kapitel Kulturgeschichte, das da vor uns aufgeschlagen wird! Jeder fünfte Mensch trägt heutzutage mit mehr oder weniger Würde seine Brille, und niemand findet etwas dabei. Allein wie lange hat es gedauert, wieviele Menschenköpfe haben sich in der Reihe von Jahrhunderten anstrengen müssen, bis endlich das doch so simpel dünkende Werk gelang; zwei Gläser richtig und stabil vor den Augen zu befestigen. Diese Ueberlegung hat etwas Komisches für uns.

Die in Heidelberg aus Anlaß des 39. Kongresses der Aphthalmologischen Gesellschaft von deren Vorstand und dem Konservator der Heidelberger Altertumssammlung veranstaltete Brillenausstellung präsentiert zum erstenmal eine Brillensammlung, welche eine vollständige historische Entwicklungsreihe aufzeigt. Es ist da vor allem die Sammlung des Herrn Geh. Rat Professor Dr. Greeff aus Berlin, welche der Ausstellung das historische Gerüst abgibt, während die Sammlung des Herrn Prof. von Pflugk in Dresden die kostbaren Prunk- und Prachtstücke der Ausstellung leiht.

Man denke, schon im 14. Jahrhundert kam man darauf, für Altersfichtige Konvexgläser vor den Augen anzubringen. Man faßte die Gläser je in einen groben Eisenring, welcher einen Stiel hatte. Die Enden beider Stiele wurden dann mit einem derben Nagel zusammengeschmiedet. Diesen ältesten Brillentypus nennt man die „Nagelbrille", in Frankreich wurde er als „Besicles clouants" bezeichnet. Wie verbreitet diese Brillenform war, können wir aus einzelnen Gemälden jener Zeit schließen; wir sehen auf tom Rings „Virgilius", welcher in der Galerie zu Augsburg hängt, wie sie der Dargestellte, der im Buche liest, mit zwei Fingern der rechten Hand über der Nase hält, und weiterhin ist sie auf Lukas Cranachs bekanntem Gemälde, der „Ehebrecherin von Christus" in der Alten Pinakothek zu München anzutreffen.

Diese ungefügen und scharfkantigen Nagelbrillen mochten aber recht unangenehm die Nasenrücken ihrer Träger eingezwickt haben, deshalb kam man schon im 15. Jahrhundert auf den Gedanken, die beiden Gläser durch einen geraden, rigiden Bogen oder Bügel zu verbinden, welche Form an unsere heutigen Kneifer schon etwas erinnert. Dieser Typus der Bügelbrille ist sogar noch häufiger auf alten Gemälden anzutreffen als der vorige, was für seine häufige Verwendung spricht. Wir begegnen ihm schon auf Jan van Eyks am Anfang des 15. Jahrhunderts entstandenem Altargemälde des Georg van der Paele im Städtischen Museum zu Brüssel; weiterhin auf Murillos Porträt des Dichters Quevedo im Louvre zu Paris und auf D. Sandvoordts „Regentinnen des Spitalhauses zu Amsterdam" aus dem Jahre 1638.

Allein die Bügelbrillen hatten erst recht den Nachteil, der schon den Nagelbrillen eigen war, daß sie absolut nicht fest auf der Nase saßen und man sie immer mit der einen Hand festhalten mußte. Deshalb ging man dazu über, den Bügel aus elastischem Material zu fertigen, damit er sich an den Seiten der Nase festklemmte. Diese Art hieß man Klemmbrille, Klammbrille oder Federparille. Die meist hornumrandeten Gläser wurden z. B. durch eine federnde, breite Kupferplatte verbunden, die mit Schrauben befestigt wurde. Auch Messingdraht wurde angenommen, welcher in einem Stück sowohl die Gläser einfaßte auch auch den Steg bildete. Solche Drahtbrillen, wie sie gerade die Sammlung v. Pflugk in größerer Anzahl zeigt, wurden ein ganzes Jahrhundert lang in Nürnberg hergestellt und von da aus, in Kästchen verpackt, in alle Welt hinaus versandt. Manchmal hat man auch das ganze Gestell aus Leder gemacht, damit es sich weich der Nase anschmiege. Als man seinerzeit in Nürnberg Willibald Pirkheimers, des Freundes Dürers, Haus abbrach, entdeckte man eine ganze Reihe solcher Lederbrillen hinter der Wandvertäfelung. Ihr unabsichtliches oder gar absichtliches Verschwinden mag den griesgrämigen Alten oft recht gefuchst haben.

Doch meist verwendete man Horn zum Gestell. Um das nun biegsamer zu machen, stellte man den Steg in durchbrochener Arbeit her, indem man aus ihm einzelne Streifen herausfägte, so daß der Steg nun aus einer Reihe übereinanderliegender Lamellen bestand. Man nannte diese Art Lamellenbrillen. Hier fand nun das Kunsthandwerk zum erstenmal Anlaß, sich der Brille anzunehmen. Es entwickelten sich daraus die durchbrochenen Brillen, welche solch zierliche und zerbrechliche Stege hatten, daß sie wohl nur als Probestück der Handwerker, die Meister werden wollten, gemacht wurden. Allein alle die bislang erwähnten Arten waren noch nicht mit dem Kopfe fest verbunden. Um das fertig zu bringen, griff man zu allerhand Mitteln: Man befestigte sie mit Fäden, welche um die Ohrmuscheln herumliefen, wie wir es auf Grecos bekanntem Bildnis des Kardinals Nino de Guerara sehen. Oder man legte Kettchen über die Ohren, an denen Gewichtchen hingen. Auch die Mützenbrillen wären zu erwähnen, welche an der Mütze befestigt wurden, welche Sitte sich in Persien bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Recht merkwürdig waren dann die Sternbrillen, die durch einen über die Stirn laufenden Stiel, über den die Mütze gestülpt war, gehalten wurden. Als dann im Jahre 1746 Herr Thomin in Paris veröffentlichen konnte, daß bei ihm Brillen zu haben wären, „die es erlaubten, frei zu atmen", da war der Typus unserer heutigen Brillenform gefunden. Aus diesen Schläferbrillen haben sich mit wenig Abwandlungen die modernen, schmucklosen, rein gebrauchsmäßigen Brillen entwickelt.

Künstlerisch den größten Reiz bieten freilich jene feingliedrigen, kostbaren Lorgnetten, Lünetten und Monocles, wie sie im 18. Jahrhundert von den Stutzern als unentbehrliche Schmuckstücke, die oft aus Silber und Gold gearbeitet und mit edlen Steinen besetzt waren, getragen wurden. Aber diese spielerischen Zeiten sind nun vorbei.

(Augsburger Postztg.)

---

das Tragen der falschen filzigen Unterlagen ist nachteilig, weil sie die Ausdünstung der Hautporen beeinträchtigen. Denn auch Luft und Licht muß der Haarboden reichlich erhalten; beides wirkt haarwuchsfördernd.

Knaben und Männer, die an viel Kopfschuppen oder Haarschwund leiden, werden wirklichen, dauernden Erfolg von einer Stärkungskur des Haarwuchses erst nach vollständigem Kurzschneiden des Haares haben. Dadurch wird die Kopfhaut mit den Haarwurzeln und Drüsen der Reinigung und Luft zugänglicher, ausdünstungsfähiger, beim Bürsten, Waschen, Frottieren mehr angeregt; dieser wohltätige örtliche Reiz bewirkt auch vermehrte Nahrungszufuhr und regeres Nervenleben. Die Reinigung von Staub und Schuppen geschieht bei kurzen Haaren unwillkürlich häufiger und ist viel gründlicher; Licht und Luft, welche nun die Kopfhaut beständig umspülen, regen diese an, begünstigen die Ausdünstung, fördern die Absonderungen und vermehren den Haarwuchs.

Sehr günstig in jeder Beziehung wirkt auch das Abnehmen der Kopfbedeckung im Freien; und durchaus zu verwerfen ist das ständige Tragen einer Mütze in Haus und Hof.

Wer eine solche hygienische Haarpflege gewissenhaft ausführt, wird eine ganz sichtbare Stärkung des Haarwuchses erreichen, wenn nicht die Haarkeime gänzlich abgestorben sind.

Deutschland.

Berlin, 16. Juni.

☐ **Ein Professor als Berichterstatter.** Die Petroleumkommission des Reichstages hatte mit der Erstattung eines vorläufigen Berichts über die zweite Lesung (die erste Lesung war bekanntlich verunglückt) Hrn. Abg. Dr v. Schulze-Gävernitz beauftragt, weil eine dritte Lesung in der Kommission nicht im Herbst stattfinden soll, vorausgesetzt, daß der Reichstag vertagt, und nicht etwa geschlossen oer aufgelöst wird. — Herr Dr. von Schulze-Gävernitz hatte zur Abfassung seines Berichts nicht weniger als acht Wochen gebraucht, während man sonst von Berichterstattern gewohnt ist, daß sie die ihnen übertragene Arbeit in drei oder vier Tagen erledigen, umsomehr war man auf sein Werk gespannt. Mittwoch abend versammelte sich nun die Kommission, um seinen Bericht durchzusehen und zu genehmigen.

Es stellte sich jedoch zur allgemeinen Ueberraschung heraus, daß der Bericht unbrauchbar war, weil der Herr Verfasser außer Stande gewesen ist, die erforderliche Objektivität zu wahren. Anstatt,

wie üblich, die Aeußerungen der Kommissionsmitglieder als solche aufzuführen, hatte er diese mit allerhand schönen Bezeichnungen beehrt, z. B. war der Eine als „leitender Monopol-Gegner", der Andere als „eifriger Monopolfreund", der Dritte als „Anhänger des Staatsregimes" bezeichnet u. s. w. Herr Dr. v. Schulze-Gävernitz wurde auf das Ungehörige solcher Titulaturen aufmerksam gemacht und ihm aufgegeben, solche samt und sonders (es handelt sich wohl um mehr als 100 solcher Bezeichnungen) aus dem Bericht zu entfernen. Nächstdem wurde aber auch bemängelt, daß er wohl die Aeußerungen einzelner Kommissionsmitglieder, besonders der politisch nahestehenden sehr ausführlich wiedergegeben hatte, nicht aber die Erwiderungen der Vertreter anderer Parteien; der Herr Berichterstatter mußte letztere erst nachträglich aufzunehmen veranlaßt werden. Schließlich wurde auch noch beanstandet, daß er eine Art Generalkritik sowohl über die einzelnen Abschnitte des Gesetzes, als auch über das Gesamtergebnis der Beratungen in den Bericht eingefügt hatte, die anstelle einer objektiven Berichterstattung seine subjektiven Ansichten wiedergaben. Auch diese Quintessenzen mußten auf Verlangen der Kommissionsmitglieder samt und sonders aus dem Berichte entfernt werden.

Somit steht dem Herrn Berichterstatter eine neue Arbeit bevor und der ganze Bericht muß in einer Stärke von 90 Druckseiten neu gedruckt werden. Alsdann soll derselbe als „vorläufiger Bericht" den Mitgliedern des Reichstages zugängig gemacht werden.

☐ **Die Genossin Rosa Luxemburg** fährt fort in der Frage der Wehrvorlage als Kritikerin und als Anpeitscherin der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion zu wirken. Sie erklärt in der „Leipz. Volksztg." kühl, daß nicht die Frage der Kosten, sondern die politische Seite der Militärvorlage immer die Sache der sozialdemokratischen Agitation sein müsse. Und so schlägt sie vor, ja sie fordert es, daß die soz. Reichstagsfraktion mit dem Centrum und den Konservativen nach Erledigung der zweiten Lesung der Wehrvorlage eine Mehrheit gegen die sofortige Vornahme der dritten Lesung und für ihre Hinausschiebung bis nach der Deckungsvorlage herstelle. Ihr Leitartikel in der „Leipz. Volksztg." schließt mit der Aufforderung und Drohung: „Wem es auf die Ausnützung der Militärvorlage zur Mobilmachung der Volksmassen ankommt, der kann die zweite Lesung im Plenum als neue Gelegenheit ergreifen. Und wenn sich die Masse der Partei selbst tüchtig rührt, dann wird auch die Fraktion naturgemäß dafür sorgen müssen, daß ihr der Anlaß und die Möglichkeit dazu so lange wie möglich erhalten bleibt. Wenn die Sozialdemokraten wollen, haben sie es in der Hand, eine solche Hinausschiebung zu erreichen. Bisher lehnten sie es aber ab, in diese zu willigen. —

Frankreich.

☐ **Die Soldatenmeutereien in Frankreich** führen zur Untersuchung der Frage, wodurch diese Unbotmäßigkeiten im französischen Heere herbeigeführt wurden. Die für viele gewiß nicht angenehme Aussicht, ein weiteres Jahr dienen zu müssen, kann sie in Anbetracht der zu erwartenden schweren Strafen allein kaum hervorgerufen haben, vielmehr müssen dabei noch andere äußere Einflüsse mit tätig gewesen sein. Diese Vermutung ist denn auch in vollem Umfange durch das Ergebnis bestätigt worden, welche die Untersuchung dieser Vorgänge gehabt hat, mit der General Pau, Mitglied des Obersten Kriegsrats, vom Kriegsminister beauftragt worden war. Selbst wenn man annimmt, daß dieser General bei seinem wenig beneidenswerten Auftrag bestrebt war, die Ehre der Armee vor der Oeffentlichkeit möglichst zu retten, so wird man doch seinem Urteil im großen und ganzen Glauben schenken müssen.

Dieses Urteil, soweit es durch die französische Presse bekannt geworden ist, gipfelt darin, daß man nicht einer Militärmeuterei im strengen Sinn des Wortes, sondern einer Bewegung politischen Ursprunges gegenüberstehe. Wir wohnen, so soll sich der General einem Ausfrager gegenüber geäußert haben, dem Eindringen eines ganz neuen Geistes in der Armee bei. Dieser neue Geist sei nichts anderes, als der Syndikalismus, mit dem der revolutionäre allgemeine Arbeiterverband seine antimilitaristischen Bestrebungen durchsetzen wolle. Die Militärbehörde könnte wohl bestrafen und den Ursachen dieser Bewegung nachgehen, aber diese Ursachen in ihrer Wirkung behindern, könne sie nicht, das liege außerhalb ihrer Machtbefugnisse. Die französischen Machthaber haben die antimilitaristische Bewegung schon viel zu lange gewähren lassen, um ihr mit Aussicht auf dauernden Erfolg entgegentreten zu können. Zudem hat diese Bewegung internationalen Charakter, indem sie sich in allen denjenigen Staaten bemerkbar macht, wo sich die Staatsgewalt auf starke stehende Heere stützt, die erst beseitigt oder doch unzuverlässig gemacht werden müssen, bevor die Sozialdemokratie hoffen darf, ihre Endziele erreichen zu können. Die Meuterei ist die ganz natürliche Schlußfolgerung aus dem Kulturkampf Frankreichs, der gegen jede Autorität gerichtet war.

* **Die Protektionswirtschaft im französischen Heere.** Einen tiefen Blick in gewisse Verhältnisse des französischen Heeres ermöglichte vor kurzem eine Presseäußerung. Man hatte in der französischen Presse gerügt, daß im Kriegsministerium eine übergroße Anzahl abkommandierter Militärpersonen tätig sei. Man vertrat die Anschauung, daß es möglich sein müßte, eine geringere Anzahl dem aktiven Dienst zu entziehen und warf die Frage auf, womit denn diese Leute beschäftigt werden. Das französische Kriegsministerium hat diese Frage in einer überraschenden Weise beantwortet. Es hat nämlich, wie der Korrespondenz „Heer und Politik" von militärischer Seite geschrieben wird, den neugierigen Fragern mitgeteilt, daß die Hauptarbeit des Kriegsministeriums durch die Parlamentarier hervorgerufen würde, und zwar durch deren zahllose Eingaben im Interesse ihnen befreundeter Personen. Die Gesamtzahl der beim Kriegsministerium einlaufenden Empfehlungsschreiben von Abgeordneten beträgt nicht weniger als 40 000. Beim diesjährigen Frühjahrsavancement waren für ungefähr 1500 Offiziersstellen rund 800 Empfehlungen von Parlamentariern eingelaufen. Die Wünsche der Senatoren und Abgeordneten sind außerordentlich vielseitig. Sie beziehen sich auf Beförderung, Beurlaubung, Ordensdekorationen, auf die Einreihung der Schützlinge in bestimmte Truppengattungen oder bestimmte Regimenter, auf frühere oder spätere Einberufung von Reserve- oder Landwehrleuten, sie enthalten Beschwerden, Anfragen, Vorhaltungen usw. Der Kriegsminister hat auch im einzelnen gezeigt, wie groß die dem Ministerium auf diese Weise auferlegte Last ist. Die Schreiben gehen natürlich den geordneten Instanzenweg und geben so einer hübschen Reihe von Personen Amt und Nahrung. Es besteht für diese Briefe eine besondere Sammelstelle in der sie gesichtet und an die einzelnen Ressorts weitergegeben werden. Dort erfolgt eine eingehende Nachprüfung jeder Angelegenheit und die Anfertigung eines mehr oder weniger ausführlichen Berichtes, der zur Vorlage an den Minister bestimmt ist. Der Minister veranlaßt dann das weitere, natürlich wieder auf dem vorgeschriebenen Instanzenwege. Kenner des französischen Heeres wissen übrigens, daß sehr viele der Wünsche der Abgeordneten erfüllt werden. Denn das erhält die Zuneigung zur Armee, und die Abgeordneten werden dadurch nachgiebiger gegen Forderungen für das Heer, auch wenn ihre Wähler manchmal zu Bewilligungen weniger geneigt sind.

Humoristische Gaunerbriefe.

Daß die sauberen Gentlemen, die berufsmäßig Mein und Dein verwechseln, mitunter recht fröhliche Gesellen sind, ist wenig bekannt. Zwar gibt es auch hinter Kerkermauern Witz, Humor und Poesie, doch nur in der Freiheit gedeiht so recht die „individuelle" Ironie und selbst Satyre der anti-sozialen Elemente.

Einen Beleg dafür bilden nachfolgende Mitteilungen, die einzelne Spitzbuben am Tatort hinterließen. Eine Villa in der Umgegend Glasgows wurde zur nächtlichen Zeit von Einbrechern mit ihrem Besuch beehrt. Ihre Parole war: Erst das Geschäft und dann das Vergnügen. Dementsprechend steckten die Gauner zunächst für etwa 15 000 Mk. Silbergeräte ein, dann erquickten sie sich an Speis' und Trank, kochten sich einen erstklassigen Kaffee und spielten Billard. Einer von ihnen hatte das Malheur, ein Loch in das grüne Tuch zu stoßen. Beim Abschied hinterließen die höflichen „Schränker" eine Karte, auf der zu lesen war: „Wir bitten sehr um Verzeihung, daß einer von uns das Unglück hatte, beim Billardspiel das Tuch zu beschädigen. Wir haben schon unserm Genossen der immer ein miserabler Spieler war, den Standpunkt energisch klar gemacht. Um aber den Schaden einigermaßen auszugleichen, fügen wir ein Pfund Sterling diesem Anschreiben bei." Tatsächlich lag neben der Karte ein Goldstück.

Eine andere Bande vom „Nachschlüssel" hinterließ überall in den Häusern, wo sie ihrem Gewerbe nachging, Briefe, in denen sie herbe Kritik bezüglich der eingenommenen Diners und Soupers übte. In einem Landhaus war bei ihrer Visite der Tisch noch nicht abgedeckt und die Speisen kaum berührt. Doch die Gauner schienen an dem Essen keinen Gefallen gefunden zu haben, denn sie klagten darüber mit nachstehenden Worten: „Zum Besten Ihrer eigenen Verdauung raten wir Ihnen ebenso höflich wie dringend, Ihre Küchentee sofort zu entlassen. Nicht eine einzige Schüssel hat das Frauenzimmer ordnungsmäßig zubereitet; saubere Bestecke scheint sie überhaupt nicht zu kennen, denn wir waren, wie Sie bemerkt haben werden, genötigt, den Schmutz und selbst Grünspann am Tischtuch abzuputzen. Das einzige Genießbare war der Wein; die Sorte hat uns soweit behagt. Im übrigen hoffen wir, daß beim nächsten Male alles in besserer Ordnung ist und wir der Hausfrau nebst dem Personal und insbesondere der Küchenperle das Zeugnis um einige Noten verbessern können."

Recht abfällig äußerte sich ein Meister der Einbrecherzunft über die in einer Villa getroffenen Sicherheitsmaßregeln gegen Einbruch. Er schrieb: „Verehrter Herr! Sie haben, wie die in Ihrem Tresor vorgefundene Rechnung des „Fabrikanten" dartut, über 2000 Mk. für elektrische Signalglocken, Tresorverrungen usw. verausgabt. Das Geld ist glatt weggeworfen, denn wie Sie bemerken werden, gelang es mir mit Leichtigkeit, die Hindernisse außer Betrieb zu setzen. Der Mann, der Ihnen die Anlage machte, ist entschieden ein Gauner, denn die Arbeit verrät nicht nur den Pfuscher, sondern sie ist auch absolut minderwertig, und beweißte, daß der Installateur es nur auf Ihren Geldbeutel abgesehen hatte. In Ihrem „dreimal gesicherten Geldschrank" fand ich leider nur 700 Mark vor. Den Betrag lassen Sie sich von dem „Meister", der die famosen Abwehrmaßregeln traf, zurückerstatten."

Bei dem berühmten Kammersänger Knote wurde Anfang des Jahres 1912 eingebrochen. Die Diebe ergötzten sich an Speis' und Trank und schrieben dem Künstler: „Wir schätzen Ihre Kunst, aber auch Ihre Weine. Achtung dem Großen Künstler!"

Unter den Schmugglern und Wildern existieren viele recht drollige Exemplare, die sich in Poesie und Prosa über die Hüter der Grenze und des Wildstandes lustig machen. Der „schwarze Heinz" vom Süd-Eichsfeld scheint ein besonders lustiger Patron zu sein; er hing seinem Jagdherrn einen Hasen an das Fenster und band an das Stummelschwänzchen von Freund Lampe einen Zettel mit folgenden Versen:

Geehrter Herr Baron!
Ich hörte jüngst davon,
Daß von der Hasenjagd,
Sie nichts nach Haus gebracht.
Und das ist sehr fatal,
Zumal für diesen Fall;
Da in der Zeit der Jagd
Doch jeder Gap gedacht,
Daß von des Jagens Glück
Bekäme er ein Stück;
Und das soll nun nicht sein?
Nein, das ist nicht mehr fein.
Ich bin von Herzen weich
Und dachte mir sogleich:
Von meiner Jagdtrophä'
Schick ich dem Baron, äh!
Den allerbesten Teil,
Da er doch alleweil
Ins Blaue jagt den Schuß,
Mir gar nicht zum Verdruß:
Den Has, den der nicht fällt,
Der ist für mich bestellt.
Drum wär' ich wahrlich schlecht,
Wenn ich keinen brächt'
Für den Geburtstagstisch.
Nun nehmens, er ist frisch;
Denn gut und bieder meint's
Ihr Kompagnon: Der Heinz.

Vermischtes.

* Herr Leutnant Müller stellt sich vor. Es war, so schreibt man der „Straßb. Post" aus Berlin, im vorigen Herbst auf einer der königlichen Parforcejagden, die alljährlich auf der Döberitzer Heide im roten Rock geritten und deshalb Rote Jagden genannt werden. Die Jagd, zu der auch der Kaiser sich eingefunden hatte, sollte eben beginnen. Da ritt plötzlich ein frisch aus seiner entlegenen Garnison nach der Hauptstadt des Reiches kommandierter kleiner Leutnant an den Kaiser heran, lüftete die schwarze Sammetkappe und stellte sich vor: „Müller, Leutnant im x-ten Infanterie-Regiment." Der Kaiser verzog keine Miene, hob ebenfalls grüßend die Kappe und erwiderte höflich: Sehr angenehm! Wer ich bin, wissen Sie vielleicht schon." — Der kleine Leutnant war überzeugt, seine Sache sehr gut gemacht zu haben; er ahnte nicht davon, daß jeder Offizier dem obersten Kriegsherrn grundsätzlich als bekannt gilt und man sich dem Kaiser nicht so schlankweg vorstellt, wie einem Kameraden im Kasino oder Ballsaal. Der Kaiser aber amüsierte sich, und lachte herzlich, als „Müller Leutnant vom x-ten Infanterie-Regiment" seiner Sehweite wieder entschwunden war.



Knabe und Spiel.

Eine kleine Plauderei.

Das Kindesalter ist ein Paradieszustand, Jahre frohen Glückes und sorgloser Freude, ein Dahinwandeln auf blumiger Au im lachenden Sonnenschein. Und die köstlichsten Stunden sind darin die Spielstunden; sie sind die tiefste und reinste Erfüllung des ora et labora. Wie ein kleiner Schöpfer steht das Kind in diesem Paradies und schafft sich eine neue, seinem Verständnis entsprechende Welt. Sein Allmachtswort liegt dabei in seiner Phantasie. Diese läßt es in einer Menge von Steinchen all die Bewohner der Arche Noe sehen, läßt es auf dem Sandhaufen all die Gestalten seines Bilderbuches und seiner kleinen Erfahrungswelt schaffen. Kein Künstler ist so reich, kein Architekt so geschickt wie das Kind.

Da kommt ein Tag in seinem Leben, wo ein neuer Freund seine Kameradschaft anträgt, wenig freundliche Züge trägt er anfänglich: es ist die Schule. Zwischen dem alten Freund, dem Spiel und dem neuen, muß nun die Zeit geteilt werden, neben dem Spielzeug beansprucht nun Fibel und Schiefertafel seinen Platz. Der Junge zieht nun die Kinderschuhe aus, fühlt sich bald mehr als seine Geschwister, die noch bei der Mutter zu Hause bleiben, während er stolz den Schulweg antritt. Jetzt fängt er an, auch geistig zu wachsen, sich zu entwickeln; der Verstand wird geschärft, er lernt allmählich richtig denken, sehen, unterscheiden, vergleichen, urteilen. Der Selbsttätigkeitstrieb stellt sich nach und nach ein. Diesem Trieb muß nun auch die häusliche Erziehung in Auswahl der Spielsachen entgegenkommen. Jetzt müssen die läppischen, kindischen Spielsachen, die Nipperchen, die nichtssagenden Spielgegenstände verschwinden. Und ist der Knabe noch so kindisch, daß er an solch lächerlichen Kleinigkeiten, unverstandenen Mechanismen u. dgl. Freude hat, dann muß man ihn zu ernsterer Beschäftigung anleiten. Sonst besteht Gefahr, daß aus der Kindheit Kindischsein sich entwickelt. Schließlich ist eben der Knabe so, wie man ihn behandelt und beurteilt. Hier ließe sich ein bekanntes Sprichwort umprägen: Zeige mir das Spielzeug deines Kindes und ich will dir sagen, wie du dein Kind erziehst.

Eine gute oder schlechte Kinderstube merkt ein einigermaßen erfahrener Lehrer dem Kinde bald an; zu einer guten Kinderstube gehört auch die Erziehung durch das Spielzeug. Die Erziehung freilich ist eine Kunst und muß deshalb wie jede andere Kunst gelernt und geübt werden. Die Entwicklung und Auswirkung der seelischen Kräfte, die verschiedene Veranlagung der Kinder, die Behandlung der einzelnen Temperamente, die Bedingungen zu einer gedeihlichen Vermittlung des Guten, zur Zurückdrängung und Ueberwindung des Bösen: das sind ebensoviel Schwierigkeiten wie Probleme. Und da der Schwerpunkt der Erziehung und damit der Menschheitsentwicklung immer noch im Elternhause liegt, so gibt es keine dringlichere Aufgabe für die Eltern, als über die Erziehungskunst sich zu orientieren.

Ueber die Erziehung zur Selbsttätigkeit und Selbständigkeit durch das Spiel wollte ich schreiben. Früh ist ja heutzutage die Jugend auf sich selbst gestellt, frühzeitig wird sie dem Elternhause entrissen. Draußen da lebt in den Erwachsenen nicht mehr der Geist der Verantwortung gegenüber den Jungen; einer läuft am anderen vorüber, man kennt sich kaum, grüßt sich höchstens flüchtig, sonst ist man sein eigener Herr. Schlägt die Feierabendstunde, dann hat der Meister oder Vorgesetzte nichts mehr zu sagen. Der Welt der Vergnügungen gehört der Rest des Tages — und die ist heutzutage keineswegs immer eine Welt der Zucht — häufig das Gegenteil. Soll der junge Mann in dieser die niedrigen Triebe anlockenden Welt nicht straucheln, dann muß er früh angeleitet sein, selbständig zu denken, hinter dem Schein das Sein zu sehen, nicht nur die äußere Hülle, sondern auch das innere Wesen der Dinge zu kennen, dann muß er seinen Willen frühzeitig geübt haben, mit edler, nützlicher, innerlich beglückender Arbeit seine freie Zeit auszufüllen und dazu trägt in der Jugend neben anderen wichtigen Faktoren ein gut Teil das Spiel bei. Zunächst habe ich hier nicht die Spiele im Auge, die die Knaben im Freien zusammen führen und wo sie der alten Tradition getreu die ewig schönen Spiele: Fangerles, Räuberles, Indianerles, Soldaterles, Versteckerles und wie sie sonst heißen mögen, spielen; auch nicht die sogenannten Familienspiele, auch nicht die Lektüre oder die verschiedenerlei Sammlungen. Gemeint sind hier jene Handfertigkeitsspiele, die die langen Winterabende verkürzen, wenn die Aufgaben gemacht sind, oder die an trüben Regentagen hervorgeholt werden, wenn das Wetter den Aufenthalt im Freien unmöglich macht, oder die an den langen Tagen der Ferien Kurzweil bringen, wenn die Schule und ihre Pflichten das Gemüt nicht stören oder die die Stunden erleichtern, wenn Krankheit den Jungen im Zimmer hält.

Zunächst ist hier das Modellieren zu nennen, das dem Sandhaufen des Kindes am nächsten kommt. Der Betätigung der Phantasie, der Erfindung neuer Formen, der Fülle der darzustellenden Gegenstände ist hier der weiteste Spielraum gelassen. Fehler und Verstöße lassen sich leicht ausbessern, das Material immer von neuem sich verwenden. Aug' und Hand des Knaben erfahren hier die denkbar beste Ausbildung. Die Gegenstände muß er jetzt genau ansehen, er lernt vergleichen, unterscheiden, beobachten. Er lernt der Dinge Sein und der Dinge Schein richtig werten.

Belehrend und anregend ist auch das Ausschneiden. Die Anforderungen sind ja hier keine so großen. Aber auch das Ausschneiden will gelernt und geübt sein. Als wir noch Kinder waren, da mußten wir oft das Verschen hören:

Messer, Gabel, Scher' und Licht
Taugen für die Kinder nicht.

Aber auch später hat man oft noch mit diesem Verse das Wegräumen jener „gefährlichen" Gegenstände motiviert. Ist aber die Schere wirklich so gefährlich? Warum nimmt sie der Kleine gar so gerne weg? Wie wäre es, wenn wir den Knaben anleiten würden, das an und für sich harmlose Gerät vernünftig zu gebrauchen. Wie vielerlei Nettes kann man mit der Schere machen! Welche Menge geschmack- und herzbildenden Materials steckt in den Tausenden von Katalogen und Prospekten, die jährlich in die Welt hinausgehen und vielfach ungesehen in den Papierkorb wandern! Lassen wir unsere Jungen die Sachen ausschneiden und leiten wir sie an, sie entsprechend aufzukleben, Silhuetten auszuschneiden und Postkarten damit zu schmücken, mit passenden Bildchen Geschenkartikel zu versehen usw. Erhalten die Gegenstände dadurch nicht etwas Persönliches, Warmes, Lebendiges?

Den Wert des Malens brauche ich wohl kaum des näheren zu beschreiben. Einen anregenden Zeitvertreib bietet auch das Flechten. Kleine Kunstwerke kann ein einigermaßen geweckter Knabe mit diesem Spiel unter seinen Händen erstehen lassen. Das Flechten mit verschiedenfarbigem Papier weckt den Farbensinn, regt den Formsinn an, zwingt zum richtigen Zählen, zur Genauigkeit und Exaktheit. Einmal verzählt macht die ganze folgende Arbeit wertlos. Auch kleine nützliche Gegenstände, wie Körbchen und dergleichen, lassen sich durch Flechten mit Bast und Stäbchen leicht herstellen. Auf die Stäbchen aufgereihte Perlen werden den Wert noch erhöhen.

Viel Spaß und Belehrung bieten auch die Klebebilder. Die einzelnen Teile der Gegenstände (Tiere, Blumen, Gebäude, ganze Landschaften, Darstellungen aus dem Menschenleben) müssen erst ausgeschnitten und dann zusammengesetzt werden. Genauigkeit, Aufmerksamkeit, Reinlichkeit müssen zusammenarbeiten, um das Ganze richtig erstehen zu lassen und mit der Freude zugleich das tiefere Erfassen des Einzelnen wie des Ganzen zu gewährleisten. —

Durch sein Spiel kann sich der Knabe auch nützlich erweisen. Aus fertig zugeschnittenen Brettchen und Hölzchen kann er nach entsprechenden Vorlagen Tische, Stühle, Schränke 2c. zusammennageln: sein jüngeres Schwesterchen hat eine solide Zimmereinrichtung. So können auch die nutzlos umherfahrenden Zündholzschachteln zum Spielzeug für die Kleinen zurecht gemacht werden. Mit entsprechenden Modellierkarten umklebt und ausgeschnitten, lassen sich allerlei Bauten aus ihnen herstellen; diese wieder zusammengesetzt ergeben Bilder von reizender Wirkung. Auch ein Eisenbahnzug mit Bahnhof auf diese Weise selbst gemacht, bereitet vielleicht den Kindern größere und reinere Freude, als ein um teures Geld gekaufter.

Und Papas Zigarrenkisten finden Verwendung bei den Laubsägearbeiten. Darüber vielleicht ein andermal! Der freundliche Redakteur möchte sonst ungeduldig werden. Zum Schlusse noch das Cetterum censeo jeden Spiels: Es darf nicht zur Hauptsache werden: Erst das Notwendige, die Schule und die Aufgaben, dann erst das Nützliche und Angenehme. Nicht zu viel zu gleicher Zeit! Wer viel unternimmt, bringt wenig zustande. Was aber angepackt wird, mit Sorgfalt und Ausdauer! Der Junge muß lernen, sich zu konzentrieren, seinen ganzen Eifer auf ein bestimmtes Ziel zu richten, die Sache fest anzugreifen und ausdauernd und beharrlich durchzuführen. Dieser Zwang ist der denkbar beste Dienst, den die Eltern der Schule, sich selbst und dem Knaben erweisen.

Einladung
zur 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Metz
(17.—21. August 1913).

Metz, die alte Feste am Moselstrande, hat in diesem Jahre zum ersten Male die hohe Ehre, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in ihren Mauern zu bergen.

Der großartige Verlauf des Internationalen Eucharistischen Kongresses im Jahre 1907 hat den Beweis erbracht, daß die Hauptstadt Lothringens ein zugkräftiger Versammlungsort ist, und daß die Metzer Bevölkerung große Tagungen glanzvoll einzurichten versteht. Es wurden daher in unserer Mitte die Stimmen immer zahlreicher, welche wünschten, daß die Katholiken Deutschlands einmal ihre Generalversammlung in unserer ehrwürdigen Bischofsstadt abhielten. Und als am 15. August v. J. aus Aachen die Nachricht eintraf, Metz sei als nächster Tagungsort gewählt, da bemächtigte sich eine große Freude und Begeisterung unserer katholischen Bevölkerung. Seit Monaten schon sind Hunderte fleißig und opferfreudig an der Arbeit, die Versammlung vorzubereiten und all den lieben Glaubensgenossen, die im nächsten August aus des Deutschen Reiches Gauen und seinen Nachbarländern in Metz zusammenströmen werden, einen schönen und würdigen Empfang zu bereiten.

So kommt denn zu uns, teure Glaubensbrüder! Im Kampfe des Lebens, in den Sorgen ums tägliche Brot, ums irdische Fortkommen, da verblassen oft die Ideale. Die materialistische Lebensauffassung und die Vergnügungssucht der heutigen Welt lassen die Liebe zur Religion, die Begeisterung für unsere heilige Kirche oft erkalten. Angesichts der großen stets wachsenden Aufgaben, die die Gegenwart an uns stellt, verliert der Einzelne oft die richtige Einsicht, übersieht er schlimme Gegner und große Gefahren, irrt er sich in der Wahl der Verteidigungsmittel. Die Menge der Gegner, die Vielseitigkeit ihrer Angriffe raubt ihm oft den Mut. Wo aber die Glaubensgenossen zu Tausenden zusammenströmen, um die großen religiösen und sozialen Fragen der Zeit zu studieren und zu besprechen, da schöpfen wir Mut und Kraft, da entbrennt in uns die Begeisterung für unsere Religion und unsere Kirche.

Das Jahr 1913, das Jahr der konstantinischen Erinnerungsfeier, ist besonders dazu angetan, die Liebe zu unserer Kirche und ihrer Freiheit neu zu beleben und zu kräftigen. Unser Hl. Vater Pius X. lädt mit dringenden Worten alle seine Kinder ein zur Betrachtung jener großen Zeiten, in denen der jungen, lebenskräftigen Christenheit die Religion, der Glaube an den Auferstandenen alles war, wo die schönsten Tugenden sich in makelloser Reinheit entfalteten, wo die todesmutigen Christusjünger in froher Begeisterung ihr Leben und ihre Güter hingaben für den Glauben. Das Jahr 1913 lenkt unseren Blick auf den stets wachsenden Einfluß, den das Christentum auf die Menschheit ausübte, auf den Sieg und die Freiheit der Kirche, die durch unerschütterlichen Glaubensmut und zähe Ausdauer in einem dreihundertjährigen Kampfe erstritten werden mußten.

Dieser großen Zeit, dieser Kämpfe, dieses Sieges, dieser mühsam errungenen Freiheit wollen wir auf der diesjährigen Versammlung der Katholiken Deutschlands gedenken. An den Idealen der damaligen Christenheit wollen wir uns stärken und begeistern und diese Begeisterung mitnehmen in unser trautes Heim sowohl wie ins öffentliche Leben.

Auf denn zur 60. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Metz!

Metz, den 20. Mai 1913.

Ehrenpräsident:
Willibrord Benzler, Bischof von Metz.

Vorstand des Lokalkomitees:

1. Präsident:
Prof. Kintzinger, Oberlehrer, Mitglied des Gemeinderats.

2. Präsident:
Dr. Ernst, prakt. Arzt, Mitglied des Gemeinderats.

3. Präsident:
Alfons Federspil, Regierungsrat.

1. Schriftführer: Dr. Cuny, Oberlehrer.
2. Schriftführer: Dr. Schuman, Rechtsanwalt.
3. Schriftführer: Dr. Folz, Oberlehrer.
4. Schriftführer: Eduard Guenser, Kaufmann.
1. Schatzmeister: Viktor Prevel, Bankdirektor.
2. Schatzmeister: Rechnungsrat Tutt, Rentmeister.

Vertreter der hochwürdigen Geistlichkeit:
1. Dr. Erman, Domkapitular.
2. Dr. Louis, Domkapitular.
3. Erzpriester Aman, Stadtpfarrer.
4. Ehrendomherr Erzpriester Delles, Stadtpfarrer.
5. Ehrendomherr Erzpriester Müller, Stadtpfarrer.

1. Rednerkommission:
1. Vorsitzender: Dr. Pelt, Generalvikar.
2. Vorsitzender: Peter Broichmann, Regierungs- und Schulrat.

2. Pressekommission:
1. Vorsitzender: Dr. Bour, Professor am Priesterseminar.
2. Vorsitzender: Nik. Houpert, Chefredakteur.
3. Vorsitzender: Emil Brueder, Redakteur.

3. Werbekommission:
1. Vorsitzender: Ehrendomherr H. D. Collin.
2. Vorsitzender: Georg Tilly, Hausgeistlicher.

4. Finanz- und Anmeldekommission:
1. Vorsitzender: Karl Reumont, Bankier.
2. Vorsitzender: Albert Charpantier-Moitrier, Fabrikant.

5. Wohnungskommission:
1. Vorsitzender: Balthasar Konrath, Rentner, Beigeordneter der Stadt Metz.
2. Vorsitzender: Ernst Bour, Holzhändler.

6. Baukommission:
1. Vorsitzender: Gustav Druxes, Kaiserl. Hochbau-Inspektor.
2. Vorsitzender: Dipl.-Ing. Collin, Architekt.

7. Ausschmückungskommission:
1. Vorsitzender: Albert Bena, Rechtsanwalt.
2. Vorsitzender: Herm. Demet, Stadtarchitekt.

8. Ordnungskommission:
1. Vorsitzender: K. W. Wohmann, Geh. Regierungs- und Forstrat.
2. Vorsitzender: Dr. Schwamm, prakt. Arzt.

9. Altarkommission:
1. Vorsitzender: Ehrendomherr Erzpriester Müller, Stadtpfarrer.
2. Vorsitzender: Ehrendomherr Jung, Direktor der „Lothringer Volksstimme".

10. Festzugskommission:
1. Vorsitzender: Alfons Hamma, Bezirksverwalter, der Gothaer Lebensversicherungsbank.
2. Vorsitzender: Eduard Daeschler, Oberlehrer.

11. Verkehrskommission:
1. Vorsitzender: Franz Linck, Postdirektor.
2. Vorsitzender: Wilhelm Custodis, Regierungsbaumeister.

12. Festkommission:
1. Vorsitzender: Dr. Kahl, Oberforstmeister.
2. Vorsitzender: Anton Bisinger, Champagnerfabrikant.

13. Kunstkommission:
1. Vorsitzender: Ehrendomherr Dr. Benoit, Bischöflicher Generalsekretär.
2. Vorsitzender: Prof. Keune, Direktor des Städtischen Museums.

Für die Reise



sehr praktisch und übersichtlich zusammengestellt ist unser für das Sommerhalbjahr soeben erschienene **Taschen-Fahrplan.** Er enthält ausser sämtlichen in Betracht kommenden Strecken der Staatsbahn die Fahrpläne der Rhein-Dampfschiffahrt, der niederrheinischen Kleinbahnstrecken und der Omnibusverbindungen des hiesigen Bezirks, die Fahrzeiten der städtischen Strassenbahn sowie zwei Register mit Fahrpreisverzeichnis und kostet in der **Geschäftsstelle der Neuss-Grevenbroicher Zeitung**

nur 10 Pfg.

Bekanntmachung.

Ankörung und Prämiierung von Zuchtstieren.

Die diesjährige Ankörung der Zuchtstiere erfolgt für die einzelnen Bezirke des Kreises wie folgt:

1. am Donnerstag, den 19. Juni laufenden Jahres:
1. Bezirk, umfassend die Gemeinden Norf, Rosellen, Grimlinghausen, Uedesheim, Nievenheim, Zons, Dormagen, Hackenbroich, Gohr und Straberg, **vormittags 9 Uhr**, vor dem Gute Altebrück bei Rosellen.
2. Bezirk, umfassend die Gemeinden Rommerskirchen, Nettesheim-Butzheim und Frixheim-Anstel, **vormittags 10½ Uhr** auf dem Vorplatze der früheren Station der Bergheimer Kreisbahn in Rommerskirchen.

2. am Freitag, den 20. Juni laufenden Jahres:
3. Bezirk, umfassend die Gemeinden Büderich und Kaarst sowie die Stadt Neuß, **vormittags 8 Uhr**, in Neußerfurth an der Wirtschaft Schmalbach (Abzweig der langen Hecke von der Provinzialstraße).
4. Bezirk umfassend die Gemeinden Büttgen, Glehn, Grefrath und Holzheim **vormittags 9 Uhr**, auf dem Gute des Landwirts Hövels zu Grefrath.

Sofern die Ankörung von Stieren auf den Gehöften beantragt ist, für welche die doppelte Körgebühr zu zahlen ist, findet diese vor oder nach den obigen Terminen statt.

Die vorzuführenden Stiere sind mit Nasenringen u. einer Leitstange zu versehen, andernfalls sie von der Körung ausgeschlossen werden.

Mit der allgemeinen Ankörung der Stiere an den vorbezeichneten 4 Körorten wird gleichzeitig eine Prämiierung der besten Exemplare verbunden werden.

An jedem Prämiierungsorte werden mindestens 4 Preise in Höhe von 75, 60, 40 und 25 Mark unter der Voraussetzung zur Verteilung gelangen, daß ein für den betreffenden Preis geeigneter Stier vorgestellt wird. Das Schauamt behält sich indessen vor, je nach Qualität der vorgeführten Stiere die Höhe der Prämien anderweit festzusetzen.

Die Hälfte der Prämie wird alsbald nach der Prämierung, die andere Hälfte aber erst nach dem 1. August 1914 gezahlt, wenn amtlich nachgewiesen ist, daß der Stier noch vorhanden und in der Zwischenzeit zum Decken benutzt worden ist.

Die Besitzer der prämiierten Stiere sind verpflichtet, letztere bis zum 1. August 1914 zur Bedeckung fremden Rindviehs und zwar gegen ein Sprunggeld von mindestens einer Mark zuzulassen.

Die Mitglieder des Schauamts einschließlich des Ausschußmitgliedes des Zuchtverbandes zur Hebung der Rindviehzucht sind zugleich die Preisrichter und entscheiden über die Zubilligung der Preise unter Ausschluß weiterer Beschwerde.

Neuß, den 12. Juni 1913.

Der Vorsitzende des Zuchtstier-Schauamtes:
Dr. von Brandt, Königlicher Landrat.

Meys Stoffwäsche
ist der beste Ersatz für Leinenwäsche.
Elegant. Wohlfeil. Praktisch.
Vorrätig in **Neuss** bei **M. J. Tonet**, Markt, und **A. Thewald**, Neustrasse 8, sowie in allen durch Plakate kenntlich gemachten Verkaufsstellen.
Man hüte sich vor Nachahmungen mit ähnlichen Etiketten und Verpackungen.

Trotz der hohen Schweinepreise offer. ich solange Vorrat reicht. la. frisch gesalz. tierärztlich untersuchtes, **Schweinekleinfleisch** (best. aus fleischig. sauber. Köpfen, Ohren. Schnauzen, Pfoten pp.) bei Abnahme von nicht unt. 30 Pfd. mit 25 Pfg. per Pfd. Postkoll 9 Pfd. 2,70 Alles ab hier per Nachnahme. Nichtgefall. retour. **Albert Carstens, Altona**, Eimsbüttlerstraße 63.



Der Beste, Drum der Billigste.
Neuß, H. Kilbinger.
Grevenbroich:
Mart. Abels, Adler-Drogerie,
J. Willichs,
Pet. Kraus,
Löwen-Drogerie.
Wevelinghoven:
J. Pesch.

Feuerversicherungs-Gesellschaft Rheinland
Fernruf 425 — Fernruf 425
in Neuß, Bureau: Marienkirchplatz Nr. 4.
Aktienkapital 9 Millionen Mark.

Die im Jahre 1880 concessionierte Gesellschaft versichert **Immobilien und Mobilien** gegen **Feuer-, Blitz-, Explosions- und Wasserleitungsschäden** zu **festen, billigen** Prämien, **ohne Nachschußverpflichtung der Versicherten,** mit ausgiebigstem **Schutz für Hypothekargläubiger.** — Zu ebenso coulanten Bedingungen betreibt dieselbe **Spiegelglas-Versicherung** sowie die Versicherung gegen **Einbruchdiebstahl, Unfall, Haftpflicht, und Mietverlust.**

Näheres durch die Vertreter:

Aldenhoven: Heinrich Hompesch,
Allrath: W. Krüppel,
Bedburg: Jak. Schirk, Wirt,
Bergheim: Vincenz Ender,
Bergheim: Emil Hirsch,
Büderich: Paul Wienen,
Büttgen: Jakob Fausten, Wirt,
Büsdorf: J. W. Bayer,
Buir: Peter Doll,
Capellen: Peter Wichmann,
Dormagen: W. Müllenberg,
Elfgen: Wilh. Heinen,
Elsdorf: Josef Wimmer,
Elsen: Pet. Dönig,
Esch bei Longerich: Joh. Schmitz,
Frimmersdorf: Jos. Hermanns,
Garzweiler: Christ. Bischoff jr.,
Gierath: Math. Mülfort,
Glehn: J. Sandkaulen,
Glesch bei Bedburg: Jean Herzogenrath,
Gohr: Ferdinand Busch,
Grevenbroich: Hilarius Lichtschlag,
Grimlinghausen: Jos. Beyen,
Gustorf: Mich. Wehres,
Heerdt: Johann Schneider,
Hemmerden: Math. Sandkaulen,
Hochneukirch: Hub. Jos. Merbecks,
Holsten: Pet. Jos. Bellen,
Holzheim: Wilh. Pesch,
Horrem bei Dormagen: W. H. Braun,
Jüchen: Jos. Schumacher,
Kaarst: Heinrich Effen,
Kerpen: J. Ooms,
Kleinenbroich: H. Schäfer,
Königshoven: Christ. Morschhoven,
Königshoven: Alb. Robens,
Langel: Carl Reunzig,
Neurath: Peter Hackhausen,
Neußerfurth: Anton Klömpges,
Neußerfurth: J. Krüll,
Niederkassel: Anton Bloser,
Nievenheim: Ed. Gruttorffer,
Oberkassel Arnulfstraße 6: **W. Balzer,**
Oberkassel: J. Willmen, Rektor a. D.,
Osterath: Jos. Ohoven,
Otzenrath: Alb. Maaßen,
Rommerskirchen: Christ. Knöchel,
Schießbahn: Johann Orth,
Schlicherum bei Rosellen: H. Schillings,
Sindorf: Mart. Baden,
Steinhausen bei Liedberg: Aug. Schumacher,
Thenhoven: Math. Paar,
Thorr: Adolf Zerving,
Uedesheim: Lambert Nix,
Weckhoven: Heinrich Forst,
Wevelinghoven: Wilhelm Püllen,
Wickrath: Joh. Lorenz,
Wickrathberg: Hrch. Schroeder jr.,
Widdeshoven: Jos. Becker,
Willich: Carl Adams,
Worringen: Jos. Lang,
Zons: Hub. Richrath.

Bonifatius-Sammelverein

Die wichtige Aufgabe, die sich dieser Verein stellt, nämlich für die Kinder der Diaspora kath. Schulen zu errichten, bedarf nochmehr als bisher der Unterstützung. Diese kann auf die einfachste Weise geleistet werden durch die Sammlung von Dingen, welche doch für den Hausgebrauch wertlos geworden sind, insbesondere a) Silberpapier (Staniol), b. Kapseln, c) Bleiplomben, d) Zigarrenspitzen, e) Freimarken. Man werfe also diese Dinge nicht achtlos beiseite, sie haben für den Sammelverein noch großen Wert.

Sammelstellen sind bei Herren **Wilh. Kreiner**, Oberstr., **Josef Wankum**, Büchel, **Peter Jumbé**, Crefelderstr., **Franz Logen**, Bergheimerstr., **G. Dahmen**, Rheinstraße, **Wwe. Brüggen**, Kanalstraße, bei den Herren Geistlichen und Central-Stelle **Herm. Roderigo**, Mühlenstr. 28.

Pflaumen-Mus
in neuen guten Gefäßen

br. ca. 10	Pfd.	Emaille-Eimer . . M.	2.—
„ „ 10	„	Emaille-Kochtopf . „	2.20
„ „ 10	„	Emaille-Ringtopf . „	2.30
„ „ 10	„	Em.-Kaffeekanne . „	2.30
„ „ 10	„	Em.-Essenträger . „	2.30
„ „ 28	„	**Emaille-Eimer** „	**4.85**
„ „ 28	„	Emaille-Wanne . . „	5.80
„ „ 56	„	Emaille-Wanne . . „	10.25
„ „ 34	„	Em.-Küchenschüss. „	6.75
„ „ 19	„	Em.-Schmortopf . „	4.50
„ „ 34	„	Em.-Schmortopf . „	6.75

Wirklich guter Kunsthonig

br. ca. 10	Pfd.	Emaille-Eimer . . M.	2.50
„ „ 10	„	Emaille-Kochtopf . „	2.70
„ „ 10	„	Emaille-Ringtopf . „	2.80
„ „ 10	„	Em.-Kaffeekanne . „	2.80
„ „ 34	„	Emaille-Eimer . . „	7.80
netto 50	„	Holzkübel . . . . . „	12.25

Versand ab Magdeburg unfr. geg. Nachnahme.
E. Henkelmann, Magdeburg 551

Unentbehrlich für Damen mit starken Hüften und starkem Leib ist
Corset Graciella 57 983.



Eines der bewährtesten Corsets ist das Corset Graciella 57 983. Trotz alle durchweg minderwertigen Nachahmungen immer wieder bevorzugt. Corset Graciella ist ganz m. unzerbrechlichen Doppelfedern und starker Schließe gearbeitet. Corset Graciella wird nur m. Stempel **W.C. 57983** geliefert.
Preis 6,8, 9.50, 12 Mk.
Corsethaus Imperial
Johanna Engel,
Neuß a. Rh.,
Niederstr. 72 Telef. 766.

Magenleiden!
Hämorrhoiden!
Hautausschläge!
Kostenlos teile ich auf Wunsch jedem, welcher an **Magen-, Verdauungs- u. Stuhlbeschwerden**, sowie **Hämorrhoiden, Flechten, off. Beinen, Entzündungen** etc. leidet, mit, wie zahlreiche Patienten, die oft jahrelang mit solchen Leiden behaftet waren, hiervon schnell u. dauernd befreit wurden. Tausende Dankschreiben.
Krankenschwester Wilhelmine
Walkmühlstr. 26, Wiesbaden 169

Wundervolles, üppiges
Haar
ist die Sehnsucht aller Mädchen u. Frauen. Wer mit dünnem, schwachem Haar, Kopfschinnen und Haarausfall zu kämpfen hat, sei folgendes glänzend bewährte und billige Rezept zur Pflege des Haares empfohlen: Wöchentlich 1maliges Waschen des Haares mit **Zucker's** kombiniert. **Kräuter-Shampoon** (Pak. 20 ₰), daneben regelmäßiges kräftiges Einreiben des Haarbodens mit **Zuckers** Original-**Kräuter-Haarwasser** (Fl. 1,25 und 2,50 ℳ) und **Zucker's** Spezial-**Kräuter-Haarnährfett** (Dose 60 ₰). Großartige Wirkung, von Tausenden bestätigt. Echt bei **W. Becker**, Schwanen-Drog.

Ho! Ho!
Feinste **Dauerwäsche** Vertreter u. Wiederverk. b. hoh. Verd. ges. Prachtmusterkoll. gratis. **Hugo Horn, Düsseldorf 3.**